

# TNGS



# IN MOGUNTIIACUM

*Ein Roman von T.H. Van Dao*

## ***Vorwort***

Dieses Buch ist meinen geliebten Freundinnen und Freunden gewidmet: Ngoc, Dung, Aleena, Luigi, Aditya, Sally, Sandra, Fin, Thao, Sofia, Abdo, Jinmei und Qinqin. Ohne sie wäre dieses Buch nicht entstanden.

Die folgenden Erzählungen beruhen auf den Erfahrungen, die meine Freund:innen während ihrer Studienzeit in der Stadt Mainz in Deutschland gemacht haben. Ihre Erlebnisse erinnerten mich an die Abenteuer von Rittern und wurden so zur wichtigsten Inspirationsquelle für das Schreiben dieses Buches.

Mein aufrichtiger Dank gilt Frau Kerstin Rüter, die mich stets ermutigt und bei der Überarbeitung sowie sprachlichen Ausgestaltung des Textes unterstützt hat.

Ein weiterer Dank gilt Jun.-Prof. Dr. Gudrun Bamberger, die mich im Seminar „Lehrerfigur“ unterrichtet hat. Ich danke ihr herzlich für die inspirierenden Lehrveranstaltungen, durch die in mir die Begeisterung für den Prosaroman Fortunatus geweckt wurde, der später zu einem wichtigen Bestandteil der Handlung von diesem Buch wurde.

**Wie der Graf Filoj Neffste einen Albtraum gehabt, und anderntags sich alles  
in der Stadt Moguntiacum geändert**



In Dekumatland liegt eine Stadt, Moguntiacum mit Namen, darin lebten alle Bürger und Bürgerinnen in Frieden und Harmonie und begegneten einander mit Güte. Noch nie hatte dieser Ort die Schrecken von Krieg und Feuer erleben müssen.



Eines Nachts, als die Morgendämmerung noch nicht angebrochen war und die ganze Stadt in einem ruhigen Schlaf lag, fuhr Filoj Neffste – der Graf, der die Stadt beherrschte, plötzlich aus einem entsetzlichen Traum hoch. Sein Herz

flimmerte, seine Glieder zitterten, und seine Kehle war so bitter und trocken, dass er zwar den Mund öffnen, aber keinen Laut hervorbringen konnte. Er blickte aus dem Fenster. Zu dieser Stunde begann die Sonne gewöhnlich bereits langsam am Horizont aufzusteigen. Heute jedoch wartete der Graf vergeblich darauf, dass der Himmel sich golden färben und die Vögel fröhlich durcheinanderzwitzchern würden. Stattdessen war der Himmel in ein düsteres Grau getaucht. Gelegentlich durchzuckten Blitze den Himmel, es fiel kein einziger Regentropfen.

In der Trübsal dieses Morgens horchte der Graf vergeblich den Gesang der Amsel; stattdessen hörte er nur das klagende, widerhallende Krächzen der Krähen. Nachdenklich betrachtete er den Himmel und erinnerte sich dann an das, was ihm im Schlaf erschienen war. Im Traum waren ihm die Kinder der Stadt erschienen: Ihre Münder hatten gelächelt, doch Tränen waren ihnen über die Wangen gelaufen. Hand in Hand hatten sie im Kreis den Drususstein umrundet und dabei im Reigen gesungen:

Es ist düster grau, Krähen fliegen in Schwärmen  
Ein greller Blitz zerreißt den Himmel, die Donner krachen.  
Das Land geht zugrunde, Häuser liegen in Trümmern.  
Das Schicksal dreut. Wo kann man ein Wunder finden ?  
Hufschläge dröhnen, in einer Reihe stehen zwölf Ritter.

Noch war der Graf in düstere Gedanken versunken, da trat Ennsasu, sein getreuer Diener, eilends zu ihm und berichtete ihm von den extremen Wetterverhältnissen, die im ganzen Land herrschten: Gewaltige Stürme

tobten ohne Unterlass in vielen Landstrichen und hatten bereits zahllose Menschen in den Tod gerissen; unzählige Untertanen hatten ihre Familien, ihre Häuser und all ihr Hab und Gut verloren. Sogleich befahl der Graf, das Volk in sicherere Gegenden zu bringen. Doch binnen drei Monaten drangen erneut schlimme Nachrichten in den Palast: Diejenigen, die Haus und Besitz verloren hatten, waren in ihrem Elend zu Dieben und Plünderern geworden. Es bestand kein Zweifel mehr daran, dass alles, was der Graf im Traum gesehen hatte, allmählich Wirklichkeit wurde.

Von tiefer Angst ergriffen, warf der Graf einen grauen Umhang über, damit ihn niemand erkannte, bestieg sein Pferd und ritt aus dem Palast hinaus. Unterwegs bemerkte er, dass eine bedrückende, düstere Stimmung über dem gesamten Land lag. Die Menschen gingen weiterhin ihrem Tagwerk nach, doch sie wirkten schweigsam und leblos wie Gespenster. Eine Gruppe von Kindern lief an ihm vorbei und sang vor sich hin – es waren genau die Worte, die er bereits in seinem Traum gehört hatte.

Er ritt zum Dom, kletterte hinauf bis ganz nach oben auf die Spitze des Turmes und nahm den goldenen Hahn herunter. Diese Skulptur war von ihm selbst auf der Turmspitze angebracht worden; er galt als Sinnbild dafür, dass sich die Stadt in ihrer Blütezeit, in einer Phase größten Wohlstands und glänzendster Entwicklung befand. Doch niemand wusste, dass sich im Inneren dieses Hahns noch ein Geheimnis verbarg. Er hatte nur drei Krallen, denn die vierte Kralle wurde vom Grafen an einer Halskette um seinen Hals getragen. Vorsichtig setzte er sie nun an ihren angestammten Platz. Augenblicklich öffnete sich ein Mechanismus. Der Graf griff ins Innere des Sockels und war erfreut, als er fühlte, dass sein wundersames Seckel noch immer da war. Doch als er, wie

gewohnt, Geld herausnehmen wollte, geschah das Wunder nicht mehr; es war keine einzige Münze darin. Das Seckel war vollkommen leer. Der Graf fiel vor Entsetzen in Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich in seiner Kemenate im Palast. Er dachte über das Geschehene nach, konnte jedoch nicht begreifen, wohin der Zauber verschwunden war. Nun, da das Seckel ihm keinen unerschöpflichen Reichtum mehr schenken konnte wie zuvor, wusste er, dass sein Reich zugrunde gehen und sein Volk großes Leid ertragen würde, wenn er nichts unternahm. Da erinnerte er sich plötzlich an das Kinderlied, das er in jenem prophetischen Traum gehört hatte. Er ließ es von Schreibern niederschreiben und ließ seine getreuten Räte zu sich rufen, auf dass sie gemeinsam den Sinn der Worte erwögen. Der Tag hatte ein Ende, und es kam die Nacht. Der Graf und seine Getreuen kamen überein, dass die zwölf Ritter, deren im Liede gedacht ward, der Schlüssel zur Errettung der Stadt seien. Als bald verfasste der Graf umgehend einen Hilferuf an die tapfersten und fähigsten Ritter der ganzen Welt. Die Auserwählten sollten eine reiche Belohnung erhalten und für ihre edle Tat geehrt werden.

Tausende von Rittern aus allen Teilen der Welt folgten dem Ruf des Grafen und versammelten sich in Monguntiacum. Über vier lange Monate hinweg wurden Hunderte von Turnieren ausgetragen. Die Ritter gaben ihr Bestes, um ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, und am Ende gingen zwölf von ihnen als Sieger hervor.

In einem prunkvollen Palast, geziert mit Gold, Edelsteinen und glänzendem Marmor, saß Graf Filoj Neffste auf dem Throne. Er wirkte alt und tief

erschöpft, denn viele Nächte hatte er schlaflos verbracht, in Sorgen um den Frieden der Stadt und um das Wohl und Leid seines Volkes.

Die zwölf auserwählten Ritter knieten in geordneter Reihe in der großen Halle des Palastes und harrten der Audienz beim Grafen. Sie waren allesamt junge und schöne Recken, stark an Leibeskräften und tapfer im Herzen; sie waren voll von jugendlicher Begeisterung und der Hoffnung, etwas zu tun, um die Stadt vor dem Untergang zu retten.



Da ließ Graf Neffste die zwölf Ritter zu sich rufen und hob an, eine alte Geschichte zu erzählen:

„Diese Geschichte nimmt ihren Anfang in meiner frühen Jugend, als ich noch unerfahren war, frei von den Herausforderungen des Lebens und ziellos umherwanderte, ohne jemals daran zu denken, Reichtümer für meine Zukunft und meine Nachkommenschaft anzuhäufen. Selbstsüchtig vergeudete ich den Reichtum und das Gut, welches mein Vater und meine Vorfahren über viele Generationen hinweg angespart hatten.

Nachdem mein Vater verstorben war und ich die Krone empfangen hatte und nun die Sorge um das Leben der Menschen in der Grafschaft auf mir ruhte, da erkannte ich erst, dass all das Wissen und die Erfahrungen, die ich auf meiner Reise gesammelt hatte, nicht ausreichten, um gerecht zu herrschen und meinem Volk ein Leben in Frieden, Wohlstand und Glück zu schenken.

So flehte ich Tag und Nacht die Götter um Beistand an. Und vielleicht gerührt von der Aufrichtigkeit meines Herzens geschah es, dass ich einst, als ich im Walde auf der Jagd war, einem Hahn begegnete, dessen Gefieder golden schimmerte wie die Sonne selbst. Ich hielt es für ein gutes Zeichen und dachte daran, die wundersame Kreatur in meinen Palast zu bringen. Doch da erhob das Tier die Stimme und bat mich, es freizulassen; zum Dank wolle es mich zur Wohnstatt der Göttin führen. Und so geschah es. Nachdem ich ihr meine Sorge um Land und Leute geklagt hatte, sprach die Göttin zu mir: Filoj, ich bin Fortuna und durch des Himmels, der Planeten und der Sterne Einfluß sind mir sechs Tugenden vertraut, von welchen ich eine, zwei, mehrere oder alle

verleihen darf, abhängig vom Stand der Gestirne: nämlich Weisheit, Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und ein langes Leben. Erwähle dir eine von den sechsen und bedenke dich nicht lang, denn deine Stunde, das Glück zu erwerben, ist schon beinahe verronnen. Also bedachte ich mich nicht lange und sprach: So begehre ich Reichtum, dass ich Geld genug habe, um meine Stadt und mein Volk zu schützen. Als bald zog sie ein Seckel heraus, gab ihn mir und sprach: Nimm das Seckel, und so oft du darein greifst, in welchem Lande du auch sein magst, so oft wirst du zehn Stück Goldes finden desselben Landes Währung.”

Und also geschah es, dass ich mit eben diesem Seckel voller Geld diese schöne Stadt erbauen ließ und den darbedenden Leuten half, auf dass sie ein besseres und würdigeres Leben führen mochten.

Nun aber, wie ihr mit eigenen Augen seht, ist mein Reich in größter Not, und der wundertätige Seckel hat plötzlich all seine Kraft verloren. Da jedoch die Götter euch zu mir geführt haben, so gelobe ich, all mein Gut in zwölf Teile zu teilen und es euch zu überantworten. Ich lege mein Schicksal und das meines Volkes in eure Hände: Ich erwarte, dass ihr binnen vier Wochen die Stadt und meine getreuen Untertanen errettet.

Also blieben die tapferen Ritter ungeachtet ihrer Unterschiede in Gemütern, Herkunft und Sprachen auf Befehl des Grafs Neffste allesamt in Mogontiacum. Sie beschlossen, sich zu trennen; jeder sollte auf seinem eigenen Weg die Lösung zur Wiederherstellung des guten Zaubers suchen, und sie wollten sich nur zweimal in der Woche versammeln, um einander Rat zu geben und Beistand zu leisten.

So seien denn die Aventüren der zwölf Ritter hiermit begonnen.

***Wie es dem Ritter Solad gelungen, die Menschen in Moguntiacum zu vereinen***

Nachdem sich die Ritter getrennt hatten, wandelte Ritter Solad aus Patna an einem düsteren Nachmittag am Ufer eines Flusses in der Gegend Mombach.



Da erblickte er zufällig eine junge Dame, die weinend vor der Türe ihres Hauses saß. Die schöne Jungfrau trug zerrissene Gewänder, und keine Schuhe bedeckten ihre zarten Füße.

Da trat Solad zu ihr und sprach gütig: „O holde Jungfrau, warum vergießest du so bittere Tränen? Offenbare mir dein Leid, und ich will alles tun, was in meiner Macht steht, um dein Herz zu trösten.“ Da antwortete die Jungfrau: „Seid mir begrüßt, edler Ritter. Ich begehre nicht länger zu leben, ach, mein Los ist allzu hart.“ Solad aber sprach zu ihr: „Oh sprich solches nicht! Wie groß die Not auch sei, das Leben ist das höchste Gut. Für jede Bedrängnis findet sich ein Ausweg.“ Doch die schöne Maid erwiderte: „Nein, nichts vermag mich noch zu retten. Ich habe all mein Gut verloren, und auch der Mann, den ich liebte, hat mich verlassen.“ Bald erfuhr der Ritter, dass sie sich angeschickte hatte, die Ehe mit ihrem Geliebten einzugehen. Doch war eine große Flut über das Land gekommen und hatte all das Land und Gut hinweggerissen, welches ihre Eltern ihr einst als Mitgift versprochen hatten. Als Solad dies vernahm, jammerte ihn das Schicksal der Jungfrau gar sehr. Darum fasste er den Entschluss, mit dem Golde, das ihm der König gegeben hatte, der Maid zu helfen, die Hochzeit auszurichten und an Eltern statt für ihre ehrenvolle Heirat zu sorgen, auf dass sie in Glück und Frieden vermählt werde.

Obschon es nun an Geld nicht mehr gebrach, vermochte der Ritter allein nicht alle Werke und Mühen der Hochzeitsvorbereitung zu tragen. Also beschloss er, zurückzukehren und die Hilfe der anderen Ritter zu erbitten. Denn die Hochzeit musste nach den alten Sitten und ehrwürdigen Bräuchen dieses Landes vollzogen werden, auf dass der Segen der Götter darauf ruhe. Allein von den zwölf Rittern wusste keiner um die überlieferten Handlungen und Gebräuche einer solchen Feier, denn sie kamen ja von weither.

Da lag Solad die ganze Nacht wach in seiner Kammer und sann mit schwerem Herzen: „Oh weh! Will ich für diese Sache die Hilfe der Bürger und Bürgerinnen

dieses Landes erlangen, so muss ich ihnen nahekommen und sie mit Worten für mich gewinnen. Doch wie gar schwer ist dies, sprechen wir doch nicht mit einerlei Zunge. Zwar habe ich fleißig die Sprache der Leute von Moguntiacum studiert, noch ehe mich des Grafs Brief erreichte, doch erkenne ich nun, dass all mein Wissen nur einem Sandkorn in der Wüste gleicht. Meine Ohren werden mir taub, wenn ich unter vielen Menschen stehe, denn ich verstehe nicht, wovon sie reden. Wahrlich, diese Herausforderung ist über alle Maßen schwer. Doch habe ich der Jungfrau mein Wort gegeben, und bei meiner Ritterehre schwöre ich, dass ich ihr Vertrauen nimmermehr verraten will.“

Einen Monat lang strebte Ritter Solad nun bei Tag und bei Nacht danach, seine Kunde der heimischen Sprache zu mehren. Er lebte unter dem Volke, auf dass sein Ohr sich an die fremden Laute gewöhnte; er suchte täglich das Gespräch mit Menschen, denen er begegnete, um Rede und Antwort zu üben und seine Zunge zu schärfen.



Im letzten Monat war er endlich so weit erstarkt, dass er den Mut fand, vor die Leute zu treten und sie zu bitten, ihm beizustehen und gemeinsam das

erträumte Hochzeitsfest der Maid zu begehen. Er trat vor die versammelte Gemeinde des Landes und sprach:

Die arme schöne Dame hat nur einen Traum:  
Ihr ganzes Leben mit ihrem Geliebten zu verbringen.  
Vor der reinen Liebe kann man nichts verneinen.  
Alle Mombacher sind jetzt ihre Familie.  
Eure Unterstützung ist mehr wert als ein Vermögen.  
Ihr Traum könnte nicht erfüllt werden,  
Wenn ihr Dörfler ihr nicht die Hand leihen würdet.  
Oh, ihr lieben Menschen von Moguntiacum!  
Lasst uns gemeinsam für eine glückliche Hochzeit sorgen.

Als die Mombacher die wohlbedachten und gar überzeugenden Reden des Ritters Solad vernommen hatte, kamen alle darin überein, dass die junge Maid zu bedauern sei, und sie erklärten sich willig, ihr eine ehrbare Hochzeit zu bereiten. Da jedoch die Leute des Dorfes weder Geld noch Gut genug hatten, beschlossen Solad und die anderen edlen Ritter unter sich, dass ein jeder einen Teil seines Lohnes als Brautgabe der Jungfrau darreichen. Und so alsbald darnach ward die Hochzeit gehalten. Also aßen und feierten sie fröhlich den ganzen Tag lang; und obgleich die Speisen nicht üppig waren, so war doch eines jeden Herz von Freude und Seligkeit erfüllt. Denn seit die Wasser der Flut das Land verheert und das Volk großes Leid erduldet hatte, hatte niemand mehr ein solches Glück empfunden wie an diesem Tage.

***Wie Creusa einer redenden Bildsäule begegnet und wie der Fluch gelöst ward***

Doch währte solche Glückseligkeit nicht lange. Kaum eine Woche war vergangen seit der frohen Vermählung der jungen Maid, da wandte sich das Wetter abermals zum Unheil. Ein unablässiger Regen fiel vom Himmel hernieder, so dass alle Leute sich in ihre Häuser flüchteten, auf dass sie Leib und Leben bewahrten.

An einem Samstagmorgen, da der Himmel düster hing und schwere Wolken kommende Stürme verhießen, bestieg dennoch die Ritterin Creusa aus Bekwai ihr Ross und ritt gen Weisenau. Auf dem Rücken ihres Pferdes sann sie bei sich: Wohl ist das Wetter gefährlich zu dieser Stunde, doch bin ich eine Ritterin und trage die Pflicht, das Volk zu schützen. Es ziemt mir nicht, im Hause zu

harren. Ich muss ausreiten und sehen, wie es um das Land bestellt ist – auf dass ich helfe, so jemand in Not gerate.



Also ritt sie durch die Stadt und hielt schließlich vor einer steinernen Bildsäule an. Die Statue mochte wohl einen Klafter hoch sein und war über und über mit Moos bewachsen, als stünde sie schon seit langer Zeit an diesem Ort. Creusa betrachtete sie und versank in tiefes Sinnen. Da sie noch in Gedanken weilte, gewahrte sie plötzlich einen Mann, der im Begriff stand, sein Haupt wider die Rückseite der steinernen Statue zu schmettern. Von jähem Schrecken ergriffen, sprang sie vom Pferd und packte ihn, um ihn zurückzureißen. Der Mann aber war von großer Kraft und stieß sie mehrmals zu Boden. Doch gab sie nicht nach, sondern rang weiter mit ihm, fest entschlossen, sein Leben zu retten. Während sie ihn hielt, rief die Ritterin laut:

„Oh Herr im Himmel, seid Ihr von Sinnen? Warum wollt Ihr Euch selbst in den Tod stürzen?“ Der Mann wand sich noch eine Weile, dann sank er weinend am Fuße des Sockels nieder und sprach: „Wer seid Ihr? Warum rettet Ihr mich? Lasst mich doch sterben, denn ich habe nichts mehr, das mich an dieses Leben bindet.“ Creusa sprach zu ihm: „Sagt mir, was Euch widerfahren ist. Tut Euch nicht solch Unheil an — das Leben ist ein hohes Gut.“ Der Mann antwortete unter Tränen: „Ihr könnt es nicht verstehen. Diese Stürme raubten mir nicht nur all das Gut, das ich mit jahrelanger Mühsal angehäuft, sondern sie rissen mir auch mein Weib und mein Kind aus dem Leben. Wie soll ich da noch weiterleben?“ Da wies Creusa auf die steinerne Statue und sprach: „So blickt auf diese steinerne Bildsäule.“ Sie steht fest und unbeweglich da, beobachtet still die Welt um sich herum und bleibt dabei ganz auf ihre Aufgabe konzentriert. Sie hat Jahre des Wandels überstanden, strahlende Sonnentage und harte, eisige Winter. Zeit, Wetter und Stürme haben sie geprägt, doch steht sie weiterhin da und erzählt ihre Geschichte. Ich glaube, dass das Leben niemanden vor Leid und Kummer verschont. Es bringt Herausforderungen mit sich, wenn wir sie am wenigsten erwarten, und stellt unsere Stärke auf eine Weise auf die Probe, die wir uns nie hätten vorstellen können. Aber genau wie bei dieser Statue ist es möglich, dass alles zu durchstehen. Stärke bedeutet nicht, Schmerzen zu vermeiden, sondern sie zu ertragen. Dieses Leben gleicht einem Glücksrad, das sich ohne Unterlass dreht und niemals stille steht. Glaubet mir: Solange Ihr noch unter den Lebenden weilet, wird am Ende alles wohl geraten. Das müsst Ihr verstehen. Was immer das Leben Euch an Prüfungen entgegenwirft, Ihr vermögt dennoch zu wählen, standhaft zu bleiben und weiterzuschreiten, selbst dann, wenn alles

unerträglich dünkt. Nehmt dieses Geld und ziehet hin an einen andern, sichereren Ort.“Also reichte die edle Ritterin dem Manne all das Geld, das sie bei sich trug. Creusa aber wandte ihren Blick wieder der Statue zu; auch sie hätte nicht gedacht, dass ein so kleines Bildwerk ihr Herz derart bewegen könnte. Da geschah es plötzlich, dass die Statue ihre Mundwinkel regte und zu sprechen begann: „Oh hochgeehrte Ritterin, Ihr seid nicht allein tapfer, sondern auch reich an Barmherzigkeit. Weil Ihr heute das Leben jenes unglücklichen Mannes gerettet habt, will ich Euch kundtun: All das Unheil, das die Bürger von Moguntiacum in diesen Jahren zu tragen hatten, rührte daher, dass ihr Graf das dritte Versprechen vergaß, welches er der Göttin Fortuna gab, als er den Beutel empfing — nämlich, dass in welchem Lande der Graf auch weile, er stets einem armen Mann helfen solle, seine Tochter zu vermählen. Dafür solle er sie sowie Vater und Mutter anständig einkleiden und mit vierhundert Stück Gold von des Landes Währung erfreuen; dies alles zum Gedächtnis der Freude, die ihm selbst von der Göttin Freude geschenkt ward. Doch zu des Grafen Glück – und zu dem der Stadt – ward ihm seither die Hilfe von zwölf Rittern zuteil. Deren einer trug zufällig dazu bei, den Fluch zu lösen. So kehret nun heim; auf Eurem weiteren Wege sollen Euch die Götter behüten.

***Wie der Ritter Pinnabus und die Ritterin Pietaso den Moguntianern  
in dem neuen Lande beistanden***

Die zwölf Ritter empfingen Kunde von dem Grafen, dass das Einzige, was er nunmehr vermöge, sei, den Lehensleuten Befehl zu geben, das gemeine Volk

in sicherere Gefilde zu geleiten; denn vieler Orte waren durch den Sturm schwer heimgesucht, und für geraume Zeit unbewohnbar geworden. Nach eingehender Beratung waren sich alle Ritter einig, dass die große Zahl der Lehensleute wenig kundig sei in der Führung der Bürger, besonders in solcher Stunde, da der Mut der Menschen noch wankend, das Unheil leicht zu entfesseln sei. Daher müsse man einige besondere auswählen, die, von starkem Verantwortungsgeist, fähig seien zu führen und das Volk zu überzeugen. Auch sollten diese erfahren sein im Reisen über mannigfaltige Gefilde und darin, sich geschwind an neue Lebensstätten anzupassen.

Als diese Kunde vernommen ward, traten der Ritter Pinnabus aus Asheville und die Ritterin Pietaso aus Thanglong hervor und erklärten sich bereit, dieses hehre Amt zu übernehmen. Beide waren wacker und kühn, und auf ihren zahlreichen Abenteuern durch ferne Länder hatten sie Mut und Standhaftigkeit wohl geübt. Noch in derselben Nacht begaben sie sich zum Palast, baten um des Grafs Beistand und bereiteten ihre Sachen, darunter gute Speise, Heilkräuter und alles, was für die weite Fahrt vonnöten. Am folgenden Morgen, als die Sonne erst den Himmel erhellte, erreichten die beiden Ritter schon die Stätte, an der sich die Schar der zu beschützenden Menschen versammelt hatte, erhoben die vom Graf Filoj Neffste verliehene Urkunde und verkündeten: „Ihr lieben Bürger von Moguntiacum, wohl wissen wir um euer Leid und eure fortwährende Furcht; ringsum drohet Gefahr, und keine Ruhestunde ist euch vergönnt. Nunmehr, auf Befehl des Grafen, geleiten wir euch in ein sicheres, fruchtbares Land, auf dass ihr dort ein neues Leben beginnen möget. Fürchtet euch nicht, folgt uns getrost; wir schwören bei der Ehre eines jeden Ritters, euch getreulich zu behüten und zu schützen.“

Und also zog die Schar der Menschen hintereinander auf dem Weg, getragen von Hoffnung und beladen mit Truhen voller Samen, um das Land zu bebauen, und Werkzeugen, um Häuser zu errichten. Die Schar wanderte unablässig, Tag für Tag, ohne Rast; des Nachts entzündeten sie Feuer im Walde und ruhten sich aus. Und kaum dass die Sonne aufgegangen war, verpackten sie ihre Habe erneut, um wieder aufzubrechen.



So ging es fort und fort, bis eines Tages etliche der Gefolgsleute die Last nicht länger zu tragen vermochten; denn ihre Füße waren voller Blasen vom langen Ziehen der schweren Lasten über den unebenen, steinigen Pfad, und ihre Augen waren getrübt durch den Wind, der Sand und Staub herantrieb. „Wir können nicht länger vorangehen“, rief ein Bauer. „Wir müssen hierbleiben und aufgeben.“ „Denket an die Zukunft eurer Familien und Kinder“, sprach der Ritter Pinnabus mit fester Stimme. „Wenn wir unser Ziel erreichen, werdet ihr Häuser bauen und in Frieden leben. So rafft euch auf, nur noch ein wenig, und

über diesen Hügel hinaus werden wir unser Ziel erreichen.“ Des Nachts, als sie beisammen um das Feuer saßen, erzählte Pinnabus ihnen Geschichten von den fernen Landen, die er bereist hatte: „Wenn ich in eine neue Stadt ziehe, ist die Ankunft immer das, was im Kopf bleibt. Auch wenn ich in vielen Städten gewohnt habe, bleibt jede Ankunft in Erinnerung: immer wieder das gleiche Gefühl von Neuem. In den letzten sechs Jahren habe ich in acht Städten gewohnt. Die Ankunft enthält immer Vorfreude über den Ort und Zurückhaltung gegenüber dem bevorstehenden Weg der Eingewöhnung. So vermag ich wohl das Gemüt derer zu verstehen, deren Hoffnung durch die Furcht vor einer ungewissen, trüben Zukunft verdrängt wird. Doch siehe, ihr seid bis hierher gekommen; blickt zurück und erkennt, wie viel Not und Mühsal ihr auf eurem Pfad bereits überwunden habt. Nur wenige Tage sind noch zu wandern, und dann werden wir den Ort erreichen, den wir suchen. Nun ruht euch aus, auf dass eure Kräfte genesen für den kommenden Tag.“

Da senkte sich der ganze Zug in seligen Schlummer. Nach vielen Tagen Wanderschaft durch mancherlei Lande, über Hügel, Berge und dichte Wälder, hier und da im Kampfe mit wilden Tieren, um Nahrung zu schützen, erreichte endlich die Schar jenes Land, nach dem sie sich so lang gesehnt hatten: ein Hochland, fruchtbar, von üppigem Grün bedeckt, von reichem und gnädigem Boden. Große Freude ergriff alle, und sogleich begannen sie, das ungenutzte Land zu bestellen und Häuser zu bauen. Die edle Ritterin Pietaso, reich an Erfahrung, wies die Menschen an in den wirksamsten Künsten der Saat und Ernte und half ihnen, die Häuser zu richten und zu säubern. Sie rief die Leute zusammen und sprach: „Oh fleißige Bewohner von Moguntiacum, die Pflege des Feldes ist von höchster Wichtigkeit. Wollt ihr hier weilen über lange Zeit,

so lebt in Sauberkeit und Ordnung; das allein nützt eurer Gesundheit.“ Dem Rat der edlen Ritterin folgend, nahm das Leben der Leute nun geregelte Formen an, und ihre Gesundheit ward gestärkt. Und so erkannten auch die beiden Ritter, dass die Stunde des Abschieds nahte, da ihre Mission erfüllt war.

In eben derselben Nacht aber geschah es, dass aus unbekannter Ferne ein Haufe räuberischer Männer erschien. Sie trugen Waffen bei sich und handelten mit großer Grausamkeit. Pinnabus und Pietaso blieben zurück, auf dass sie dem Volke beiständen im Kampfe wider die Räuber. Doch die Leute,



von sanftem Gemüte und gewöhnter an Pflug und Acker als an Streit und Waffen, vermochten den wilden, unbarmherzigen Räubern nichts entgegenzusetzen.

Da beschlossen die beiden tapferen Ritter, sich zu trennen. Pietaso blieb bei den Leuten, ihnen zu helfen, eine Mauer zu errichten, damit sie zum Streite gerüstet wären, so die Räuber wiederum kämen. Pinnabus aber spornte sein Ross mit aller Kraft gen Moguntiacum, um des Grafen und anderer Ritter Hilfe zu erleben. Doch wehe dem edlen Ritter – das Glück war ihm nicht hold. Die Räuber hatten ihm draußen aufgelauret und ein Netz der List bereitet. Tapfer wehrte er sich, sein Leben wagend im Kampfe, doch ward er schwer verwundet. Also entfloh er in den Wald und sprach bei sich selbst: Der Räuber sind viele, und ihre Stärke ist schrecklich gleich dem Riesen Goliath. Ich aber bin nicht David. Oh allmächtiger Herr, so es dein Wille ist, dass ich heute sterben soll, so rette doch die Menschen zu Moguntiacum. Also sank er ohnmächtig nieder. Als er später geschwächt wieder zu sich kam, sah er ein schönes Frauenbild vor sich stehen. Da sprach er: „Ach, bin ich nun im Himmelreich, dass ich eine so holde Göttin vor mir sehe? Sie hub an und sprach: Woher bist du? Er sprach: Ich bin aus Asheville.“ Sie sagte: „Was suchst du in diesem Lande?“ Er sprach: Ich entlief den Räufern und verirrte mich hierher; Oh liebe Jungfrau, ich bitte euch um der Ehre Gottes willen, ihr möget mir helfen und die Menschen von Moguntiacum retten.“ Sie sprach: "Erschrick nicht, Pinnabus, ich bin Fortuna, und durch des Himmels Einfluß und der Planeten und Sterne sind mir sechs Tugenden vertraut, von welchen ich eine, zwei, mehrere oder alle verleihen darf, doch je nach dem Stand der Gestirne: nämlich Weisheit, Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben. Erwähle dir eine von den sechsen und bedenke dich nicht lang, denn deine Stunde, das Glück zu erwerben, ist schier schon verlaufen.“ Also bedachte er sich nicht lange und sprach: „So begehre ich Stärke, auf dass ich

zurückkehren möge, die Räuber zu erschlagen und das Dorfvolk zu retten. Sogleich entnahm die Göttin einen Bogen und sprach: Nimm diesen Bogen, er ist gefertigt aus der Kralle der Goldenen Schildkröte; bei jedem Spannen des Bogens werden tausend Pfeile zugleich abgeschossen.

Pinnabus, vor Freude erbebend, streckte die Hand aus, um den Bogen zu ergreifen. Da verschwand auch schon die Göttin Fortuna. Mit dem magischen Bogen vermochte der Ritter die Räuber mühelos zu bezwingen und dem Volk Frieden und Sicherheit wiederzugeben. Das Volk frohlockte ob der Vertreibung der Räuber und richtete ein Fest aus, um den beiden tapferen Rittern Dank zu erweisen. Kaum war das Fest zu Ende, ritten die beiden Ritter zurück gen Moguntiacum, um sich wieder mit ihren Gefährten zu vereinen.

#### **4. Wie der Ritter Hludwig und die Ritterin Lucida nach der Zauberkraft der Natur suchten**

An einem bitterkalten Tag im Januar fielen die ersten Schneeflocken vom Himmel, und bald lag die ganze Stadt unter einem weißen Schleier begraben. Die Stimmung unter den Einwohnern der Stadt wurde immer düsterer, da immer mehr arme Menschen auf den Straßen an Hunger und Kälte starben. Für die Moguntiacer war der Schnee nicht so schön, wie er uns heute scheinen würde schien, sondern eher ein Bote des Todes. Doch für die Ritterin Lucia und den Ritter Hludwig war der erste Schneewinter in Moguntiacum ein Erlebnis von tiefer und bleibender Eindrücklichkeit. Ritter Hludwig stammte von der schönen Insel Sizilien, wo das Sonnenlicht das ganze Jahr hindurch warm auf die Erde fällt, und in der Heimat der Ritterin Lucida, im fernen Kerala, kannte man nicht einmal den Namen des Winters.

In jener schneereichen Nacht trat Lucida ans Fenster und sprach leise in ihrem Herzen:

„Das ist es also, was man Schnee nennt? Wie überaus schön er ist! Wahrlich, dies ist ein Wunder der Natur. In meiner Heimat habe ich davon gelesen, und nun darf ich dieses Wunder mit eigenen Augen schauen. Das scheint mir alles ganz und gar unwirklich. Nach all den Jahren an einem fremden Ort zum ersten Mal echten Schnee zu sehen, lässt mich erkennen, wie magisch das Leben sein kann. Ich bin weit weg von der Heimat, und doch fühle ich mich ihr nah.“ Und ungeachtet der beißenden Kälte legte sie ihren Mantel an und trat hinaus. Die leichten Flocken senkten sich wie Perlen auf ihr Haar, und unter dem milden Glanz der Sterne sang sie leise eine Melodie aus ihrer Heimat.

Ein paar Kinder, die dies aus ihren Häusern heraus gesehen hatten, liefen zu ihr und fragten: „Edle junge Dame, friert Ihr denn nicht?“ Lucida blickte auf ihren warmen, dicken Mantel und dann auf die Kinder, die nur in dünne, abgetragene Leinenkleider gehüllt waren, vielfach geflickt und zerrissen. Sanft sprach sie zu ihnen: „Auch mir ist kalt, denn ich bin dieses Wetters nicht gewohnt. Doch der Schnee ist zu schön, um mir diesen Augenblick entgehen zu lassen.“ Die Kinder sahen sie voller Zweifel an und sprachen: „Schön soll der Schnee sein? Davon wissen wir nichts. Unsere Eltern lassen uns nicht hinaus, aus Furcht, die Schneehexe könne uns rauben.“ „Fürchtet euch nicht“, antwortete Lucida, „ich will euch schützen. Kommt zu mir, spielt mit mir und erfreut euch an dem Wunder der Natur.“ So spielten sie gemeinsam im Schnee, vergaßen die Kälte und wärmten einander mit ihrer kleinen, doch kostbaren Freude.

Dass Lucida eine solch wundersame Nacht verbracht hatte, erkannte Hludwig erst am folgenden Morgen, als er das Fenster öffnete, um den neuen Tag zu begrüßen. Der weiße Schnee bedeckte alle Gassen der Stadt. Der Ritter atmete tief ein und ließ die frische Morgenbrise seinen Geist erfüllen. Er dachte bei sich: „Hart ist die Natur und doch voll Wunder. Selten zeigte sich ein Tag so klar und wolkenlos! Ich muss diese Gelegenheit nutzen, um auf Erkundung zu gehen.“ Kaum war er aus der Herberge getreten, da begegnete er der Ritterin Lucida, die eben ihr Ross zäumte. Er trat zu ihr und sprach: „Seid gegrüßt, edle Ritterin. Schon beim ersten Licht des Tages rüstet Ihr Euch zur Reise – wohin führt Euch euer Weg?“

Lucida erwiderte: „Auch Ihr habt wohl erkannt, welch seltener schöner Tag uns beschieden ist. Ein gutes Zeichen spüre ich in meinem Herzen. Man sagt, zur Zeit des Römischen Reiches habe man dieses Land Mogontiacum genannt, da es unter dem Schutz des Gottes Mogon stand. Ich glaube fest, dass dieser



Gott jene nicht verlässt, die ihn ehren und ihm treu dienen.“ Da fragte Hludwig sogleich: „Gedenkt Ihr etwa, zum Drususstein zu reiten?“ „So ist es“, sprach Lucida. „Wollt Ihr, so lasst uns gemeinsam ziehen.“

Sie schwangen sich auf ihre Rosse und ritten davon; die Hufe schlugen den weißen Schnee, und nicht lange, so erreichten sie ihr Ziel. Der Drususstein war errichtet worden in jener Zeit, da Moguntiacum noch zum Römischen Reiche gehörte, zum Gedächtnis des römischen Feldherrn Drusus. Es war ein gewaltiger Bau aus gegossenem Stein, beinahe zwanzig Ellen hoch. Als Hludwig und Lucida sich dem riesenhaften Stein näherten, erhob sich plötzlich ein wütender Schneesturm, und Himmel wie Erde schienen unter ihren Füßen zu schwanken. Die beiden Ritter stiegen von ihren Pferden und ließen sie den Sturm fliehen; sie selbst jedoch wichen nicht zurück, sondern trotzten Wind und Schnee und schritten weiter voran.

Lucida sprach mit bebender Stimme: „Gestern noch dünkte mich der Schnee lieblich und hold – nun aber ist er schrecklich anzusehen.“ Hludwig antwortete: „Wahrlich, das Wetter ist eine Gottesgabe und angesichts ihres Zorns bleibt nichts, als sich dem Schutz eines von ihnen anzuvertrauen. So gingen sie weiter und flehten den Gott Mogon um Kraft, auf dass sie den Sturm überwänden. Und siehe: In dem Augenblick, da ihre Hände den Stein berührten, legte sich der Sturm alsbald. Im wirbelnden Schneestaub vermeinten sie, die Gestalt eines jungen Mannes zu erblicken, von überirdischer Schönheit und Anmut, stark und wohlgestaltet. Sein lockiges Haar, golden wie die Sonne, fiel über seine bloßen Schultern, und am Körper trug er nichts als ein weißes Seidenband, das sich in ihren Augen mit dem

Schnee vereinte, sodass seine Gestalt bald erschien und bald entschwand. Da erhob er seine Stimme, weich und hell wie Lerchengesang: „Oh ihr edlen Ritter, ich habe eure Lauterkeit gesehen, da ihr trotz Sturm und Frost Euch hierher durchgekämpft. Merket wohl: So hart das Wetter auch sei, es darf den Menschen nicht vergessen lassen, dass das Leben noch vieler schöner Dinge voll ist. Findet das Herz im Frieden, so sieht es selbst im Sturmtag den heiteren Himmel. Dass ihr hierher gelangtet, verdankt ihr dem Licht der Hoffnung in euren Herzen. Kehrt nun zurück. Die Götter haben diese Stadt nicht verlassen, und ihr die Wunder der Natur erkennen.“

Und wahrlich: Nur wenige Tage, nachdem sie zu ihrer Herberge zurückgekehrt waren, besserte sich das Wetter in der Stadt. Der Schnee schmolz dahin, der Himmel wurde klar und blau ohne eine einzige Wolke, und die Menschen gingen voller Freude daran, ihre Häuser und Gärten wieder aufzubauen, die zuvor zerstört worden waren.

***Wie der Ritter Apium die schwere Krankheit mit Hilfe von Ritter Compassio überwand.***

Doch den Wiederaufbau der Stadt zu vollbringen, war nach dem schweren Unwetter keine leichte Aufgabe. Die Bürger hatten viele Tage hindurch weder Speis noch Rast genossen, und so geschah es, dass manch einer krank ward, von Fieber heimgesucht wurde oder bei der Arbeit ohnmächtig niederfiel. Die edle Ritterin Apium aus Hunan und der tapfere Ritter Compassia aus Dogbo waren so sehr mit der Pflege der Kranken beschäftigt, dass kaum wenige Tage vergangen waren, ehe auch die Ritterin Apium selbst von Krankheit befallen wurde und ihr Lager nicht mehr verlassen konnte. Die Gruppe der Ritter

entschloss sich, dem Ritter Compassia die Sorge um die Kranke zu übertragen. Mit großer Umsicht und Fürsorge brachte er ihr Speisen dar, auf dass ihre Kräfte rasch wiederkehrten, und erzählte ihr beständig von von den Taten ihrer Gefährten: wohin sie gereist waren, welche Dienste sie dem Volke erwiesen hatten und so weiter. Apium lauschte den Erzählungen und erfreute sich am Glück ihrer Standesgenossen doch ward ihr Herz auch schwer ob ihrem eigenen Leid, da sie nun auf ihrem Bett verweilen musste und nur den Himmel durch das Fenster betrachten konnte. Zahlreiche Arzneien trank sie, viele Ärzte rief sie herbei, und doch wollte die heimtückische Krankheit nicht weichen. Jedes Mal, wenn ein Quacksalber sie besuchte, keimte Hoffnung in ihrem Herzen auf – doch erlosch sie bald wieder wie eine Fackel im Wind. Immer wieder schaute sie schweigend durch das vertraute Fenster. Dann seufzte sie und sprach:

Alle Wunder und Leiden sind am selben Ort entstanden:

Am Fenster meiner Kammer in Moguntiacum .

Und doch sind sie nicht gleichzeitig

Ich habe nicht den Ort gewechselt.

Der Ort hat sich bewegt.

An manchen Tagen ist der Himmel weit und hell.

Die Häuser stehen ruhig, fast freundlich.

Die Zeit scheint zu atmen.

Ich schaue hinaus

und habe das Gefühl,

dass Ankommen nichts Lautes ist.

An anderen Tagen verdichtet sich die Farbe.  
Der Himmel wird schwer, beinahe rot.  
Die Fenster gegenüber leuchten früher als sonst.  
Es sind Abende,  
an denen man spürt,  
wie nah fremde Leben sein können,  
ohne sich zu berühren.  
Dann gibt es Nächte,  
in denen der Mond zu groß wirkt  
für diesen Innenhof.  
Die Gebäude rücken zusammen,  
als wollten sie etwas schützen.  
Vielleicht mich.  
Vielleicht nur die Stille.  
Und wieder andere Tage tragen ein zartes Licht.  
Rosa, violett, kaum greifbar.  
Der Blick aus dem Fenster wird weich.  
Nicht, weil alles gut ist,  
sondern weil alles in Bewegung bleibt.  
Zwischen diesen Aufnahmen liegen Tage,  
Gedanken,  
Zweifel,  
kleine Gewöhnungen.  
O! Moguntiacum ist kein Ziel.  
Moguntiacum ist Gottes Segen.

Ein Ort, der bleibt,  
während ich mich langsam verändere.

So geschah es, dass die holde Ritterin allmählich an das Leid der Krankheit sich gewöhnte und je länger je mehr die Ruhe in ihrem Herzen bewahrte; Furcht vor dem Gebrechen oder gar vor dem Tode verspürte sie nicht länger. Tag für Tag flehte sie den Herrn um Schutz an, auf dass sie bald genesen und hinausziehen möge, um dem Volke zu helfen.

Eines Tages dann trat eine Heilerin vor die Pforte ihres Hauses. Sie trug einen langen, anmutigen Mantel, der ihre edle Gestalt verhüllte. Sie klopfte an die Tür und sprach: Lasset mich eintreten! Ich kenne ein geheimes Mittel, das die



Kranke zu alter Gesundheit zurückführen vermag. Da hörte der Ritter Compassia diese Worte und öffnete der Frau die Tür. Als diese die erschöpfte Ritterin auf ihrem Lager ruhend erblickte, sprach sie: „Ich bin Salus, und ich vermag dein Gebrechen zu heilen. Es sei ein leichtes Werk, doch bedarf es eines Sündbocks, eines Gefährten deiner Wahl; denn die Krankheit muss auf ihn übergehen. Da entgegnete Apium: „Niemals! Ich habe hinreichend gelitten unter diesem Übel, ich werde nicht dulden, dass ein anderer dasselbe ertragen muss wie ich.“ Compassia trat ein und sprach: „Ich sehe wohl, wie viel Mühsal dich diese abscheuliche Krankheit gekostet hat. Um der Freundschaft willen, die uns verbindet, will ich der Sündbock sein.“ Doch Apium schüttelte entschieden den Kopf: „Oh edler Ritter Compassia, wie gütig bist du doch! Du hast mich stets gepflegt und mir beigestanden. Niemals werde ich dein Leben so gefährden; diese Krankheit bin ich längst gewöhnt, sie vermag mir nunmehr nichts zu tun. Darauf wandte sie sich zur Heilerin und sprach: „Dank sei Euch, doch bitte zieht von dannen.

Selbst wenn euer Mittel wirksam ist, so will ich doch nicht das Wohl meiner geliebten Freunde opfern. Da ergriff Salus Apiums Hand und sprach: „Wohl gesprochen; das ist, was ich hören wollte. Wahrlich, ich bin die Göttin des Wohlergehens, der Gesundheit und Sicherheit. Deine Standhaftigkeit und dein Glaube haben mich hierher gelockt. Deshalb habe ich mich als Heilerin verkleidet, um deine Tugend zu prüfen. Du hast mich nicht enttäuscht; du trägst das reine Herz einer rechtschaffenen Ritterin. Nun schenke ich dir ein wundersames Gefäß, das jegliches Leid und Gebrechen heilen kann; ein

Schluck genügt, und deine Krankheit ist verflogen. Den Rest des Mittels mögest du verwenden, um anderen Kranken zu helfen.“ Apium nahm das Gefäß freudig entgegen und sprach: „Oh gnädige Frau, mein Herz vermag nicht, all meine Dankbarkeit zu fassen. Ich werde die Gabe nutzen, um so vielen Menschen wie möglich zu helfen.“

Und siehe, das Mittel wirkte in wahrhaft wundersamer Kraft: sSchon nach einer Nacht war die Ritterin Apium genesen, und voller Freude trat sie hinaus, um ihre Gefährten zu treffen und ihnen zu helfen.

### ***Wie die Ritterin Gefiona einer kranken Mutter und ihrer Tochter half***

Nachdem eine geraume Zeit verflossen war, hatten sich fast alle Bürger Moguntiacums an die Gegenwart der zwölf Ritter gewöhnt. Das Volk hegte große Achtung und Dankbarkeit für ihre Hilfe. Derweil hatte die Ritterin Gefiona von Hamburg bei einer Mutter und ihrer Tochter Quartier bezogen. Die Mutter war schwach und oft krank, und die Tochter blieb stets an ihrer Seite, um sie zu pflegen.

Die Tochter hatte das Haus in zwei Stockwerke geteilt: das obere für reisende Gäste, um ein Zubrot zu gewinnen für die vielen Arzneien, das untere für sich selbst und die Mutter. Obwohl sie nicht reich waren, verlangten sie von der Ritterin nur einen geringen Zins, denn sie wussten, dass Gefiona oft unterwegs war, um den Bürgern zu helfen. Auch luden sie sie hin und wieder zum gemeinsamen Mahl ein. Eines Tages jedoch, als sie wie gewohnt zusammen speisten, brach die Tochter unvermittelt in Tränen aus. Die Mutter sprach kein Wort und seufzte nur still. Gefiona verstand nicht, was geschehen war; sie spürte nur die düstere, schwere Stimmung zwischen den beiden. Sie sprach

die Tochter an, doch diese verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte laut, ohne ein Wort zu sagen. Gefiona war voller Sorge, wusste aber nicht, wie sie zu helfen imstande wäre. Am Abend, vor dem Schlafengehen, ging sie hinunter und sah, dass das Zimmer der Tochter noch erleuchtet war. Nach kurzem Zögern klopfte sie an die Tür und sprach: „Ich bin es, Rye. Solltest du noch wach sein, so öffne mir die Tür, auf dass wir reden mögen.“ Die Tochter öffnete, das Antlitz voll Traurigkeit, die Augen noch gerötet vom Weinen. Sanft fragte Gefiona: „Sag mir, was ist geschehen, dass du so weinst? Gibt es Zwist zwischen dir und deiner Mutter? Sprich zu mir, vielleicht vermag ich euch zu helfen.“ Rye seufzte: „Oh Gefiona, du bist wahrlich eine edle Ritterin, doch mir kannst du nicht helfen. Ich weiß selbst nicht, was zu tun ist. Du weißt, meine Mutter ist oft krank. Wie sollte sie allein leben? Daher entschloss ich mich, niemals zu heiraten und stets bei meiner Mutter zu bleiben. Aber – oh Unglück! – vor zwei Tagen trat ein Mann aus Wisibada auf mich zu, eines reichen Mannes Sohn. Er beehrte mich zur Frau und versprach meiner Mutter Gold und Juwelen in großer Fülle. Daraufhin stimmte meine Mutter zu. Sie fragte mich nicht, ob ich wollte, sondern beschloss, mich auf diese Weise zu verkaufen.“ Gefiona umarmte Rye und sprach: „Höre, Rye, ich glaube nicht, dass deine Mutter dich nur des Goldes wegen fortgibt. Ich weiß, dass sie dich liebt; vielleicht hast Du sie nicht zu rechte verstanden.“ Rye erwiderte: „Ich verstand sie wohl. Ich erfragte ihren Sinn. Sie sprach, das Gold könne ihr die Sorgen nehmen und auch mir ein gutes Leben bereiten. Doch mir ist das zuwider. Der Mann ist mir unbekannt, und mein Herz empfindet nichts für ihn.“ Die Ritterin Gefiona sann eine Weile still nach und sprach dann: „ Nun

sei es gut für heute Abend. Nun geh schlafen; morgen werde ich mit deiner Mutter sprechen.“

Gefiona kehrte in ihre Kammer zurück und legte sich auf das Lager, diese Gedanken unruhig hin und her wälzend: „Wohl schon einige Monde weile ich hier, und so erkenne ich, dass diese zwei, die Mutter und die Tochter, beide von edlem Sinn und gutem Herzen sind. Immer ward mir kund, wie inniglich die Mutter Rye, ihr Kind, liebt. Ach, jene heilige Mutterliebe lässt sich nicht vortäuschen. Des Blickes Wärme, mit der sie ihr ansieht, gleicht jenem Blick, den meine eigene Mutter mir geschenkt, erfüllt von Liebe und Fürsorge. Ach, wie sehnlich vermisse ich meine Mutter! Was mag sie wohl zur Stunde tun? Um der hohen Pflicht willen ward ich genötigt, von ihr zu scheiden und hierher zu ziehen. Es darf nicht sein, dass nun auch Rye von der Mutter getrennt wird.“ So sinnend glitt Gefiona allmählich in den Schlaf.

Am folgenden Morgen, da Rye hinausgegangen war, um Wein und Brot zu besorgen, näherte sich Gefiona der Mutter und sprach: „Sage mir, was vor sich geht und verberge nichts vor mir. Was treibt Euch, Euer Töchterlein so früh vermählen zu lassen? Ihr Herz ist sehr betrübt.“ Die Mutter setzte sich und sprach: „Oh weh, niemals wollte ich das Kind von mir stoßen. Viel Nächte habe ich mit mir gehadert. Doch mein Leiden wuchs und ward zur Bürde für das Kind. Da dachte ich bei mir: Gäbe ich es in ein gutes Haus, könnte es dort in Wohlstand leben – so möge auch ich in Frieden scheiden und zu Gott heimgehen.“ Gefiona sann: Das also der Ursprung des Übels. Sie wandte sich zur Mutter und sprach: „Ihr und Eure Tochter habt mir stets Güte erwiesen; fürchtet Euch nicht, ich will helfen, dieses Problem zu lösen.“ Nach sorgfältigen Erkundigungen erfuhr die junge Ritterin Gefiona, dass jener reiche

Jüngling aus Wisibada nichts als ein Betrüger war. Sein prunkvolles Haus war nur Trug; er ließ dieses Schauspiel allein aufführen, um Rye zu entführen. Gefiona eilte zu der Ritterin Apium und bat sie um einen Trank von heilkräftiger Macht. Durch diesen Trank erlangte die Mutter bald große Linderung ihrer Krankheit.



Eines Winterabends nahm Gefiona den Vorwand, ein Mahl zu bereiten, um mit Mutter und Kind zusammensitzen und sich über die Wege ihres Herzens auszutauschen. Gefiona berichtete von dem Betrug, dem sie aufgefressen waren. Nun erkannte die Mutter, wie sehr sie getäuscht worden war, und wie nahe sie daran gewesen, ihrem eigenen Kind Schaden zuzufügen.

Lange sprachen Mutter und Tochter miteinander, verstanden die Irrtümer der anderen, umarmten sich in Tränen und lobten einstimmig die Ritterin, die ihnen die Eintracht wiedergebracht hatte. Gefiona freute sich von Herzen,

denn sie hatte die Bande zwischen Mutter und Tochter wiederhergestellt. Sie glaubte fest, dass alle Zwietracht begraben werden könne, sobald die Menschen nur gewillt sein, offen miteinander zu reden.

### ***Wie die Ritterin Venustia in den Besitz der magischen Buisine kam***

Da nun der Bürger Leben allmählich wieder zu Beständigkeit und Ordnung gelangte, dünkte es die zwölf Ritter an der Zeit, Mittel und Wege zu ersinnen, Handel und Gewerbe zu mehren.

Geboren und aufgewachsen im Küstenland Haiphong war die Ritterin Venustia seit jungen Jahren vertraut mit dem Bau großer Boote. Als sie vernahm, dass durch die Stadt Moguntiacum der breite Strom des Rheins fließe, erkannte sie darin einen großen Vorteil für die Bewohner. Darum beschloss die edle Ritterin, sich an des Flusses Ufer zu begeben, um das Gelände zu erforschen und Kunde vom Handel und Wandel der Menschen zu gewinnen.

Während Venustia sinnend dahinschritt und über den Reichtum nachdachte, der hier ungenutzt brachlag der Stadt nachdachte und wie sie zu alter Blüte zurückkehren könne, wurde ihr Grübeln jäh unterbrochen durch ein klägliches Bellen. Sie hob den Blick und gewahrte mitten im Fluss einen großen Hund mit pechschwarzem Fell, der verzweifelt gegen die Strömung ankämpfte. Ohne langes Bedenken sprang sie in das eiskalte Wasser und schwamm dem armen Tier entgegen. Als sie es erreichte, sah sie, dass sein Bein von einem



Fischernetz umschlungen war, aus dem es sich nicht selbst zu befreien vermochte. Sogleich tauchte sie hinab, durchschnitt das Tau am Knöchel des Geschöpfes, und erreichte mit ihm gemeinsam das Ufer.

Der Hund erwies sich als kluges Geschöpf: Er wedelte heftig mit dem Schwanze, lief um die tapfere Ritterin herum und leckte immerfort ihre Hände, um seinen Dank zu zeigen. Venustia, die Tiere von Herzen liebte, strich

ihm über den Kopf und sprach sanft: „Heute bist du hier in Not geraten und durch meine Hand gerettet worden; dies soll ein Zeichen des Schicksals sein. Folge mir, und ich will dich gut behandeln.“ Der Hund bellte einige Male und schüttelte den Kopf. Venustia währte schon, er sei ihr nicht gewogen, doch da packte er ihren Mantel mit den Zähnen und zog sie fort. So folgte sie ihm bis zu einer Höhle. Vor deren Eingang wucherten Gestrüpp und Ranken so dicht, dass kein Pfad zu erkennen war. Doch kaum bellte der Hund einmal, da wichen die Ranken wie von unsichtbarer Hand. Venustia trat ein – und siehe, die Höhle war bis obenhin gefüllt mit Gold, Silber und Edelsteinen, dazu unzählige wundersame Kostbarkeiten, wie kein Mensch sie je erblickt hatte. Der Hund bellte erneut und stieß einige der Schätze mit der Schnauze an.

Da dachte Venustia bei sich: „Will das Tier mir mit diesen Kostbarkeiten danken? Dieser Reichtum übertrifft wohl den des Königs. Mit all dem könnte ich wohl bis ans Ende meiner Tage in Überfluss leben. Doch bin ich eine Ritterin und will nichts tun, was meine Ehre befleckt; und ich weiß nicht, wem diese herrlichen Dinge gehören. Darum ist es besser, nichts davon zu nehmen.“ So gestimmt verließ sie die Höhle. Doch kaum hatte sie sich umgewandt, da vernahm sie hinter sich ein Rascheln. Als sie sich umblickte, sah sie voller Staunen, dass auf einem kunstvoll vergoldeten, reich verzierten Sessel eine wunderschöne Frau erschienen war, deren schwarzes Haar glänzend bis auf den Boden fiel. Der Hund lief freudig zu ihr, wedelte mit dem Schwanz und legte sich ihr zu Füßen. Da sprach die Frau: „Ich bin Eirene. Ich danke dir, dass du Balduin gerettet hast. Er gehört einem alten Freund, der ihn mir zur Obhut anvertraute. Dies ist der Ort, an dem ich meine Schätze bewahre. Bisweilen verirrt sich ein Fischer hierher, doch alles, was du siehst,

ist mit einem Zauber belegt: Wer aus Gier danach greift, muss auf ewig hier verweilen als Wächter dieses Schatzes. Da ich dich als ehrlich und rechtschaffen erkannt habe und du Balduin wohlgetan hast, schenke ich dir diese Zauberbuisine. Ihr Klang reicht über tausend Meilen, und jedermann wird ihn hören. Nimm sie – einst wird sie dir von Nutzen sein.“

Noch ganz benommen von den Wundern, die sie geschaut hatte, streckte Venustia zögernd die Hand aus und ergriff die Buisine. Doch ehe sie ein Wort des Dankes sprechen konnte, verdunkelte sich ihr Blick. Als sie wieder zu sich kam, lag sie am Ufer des Rheins – und in ihrer Hand hielt sie noch immer die magische Buisine.

### ***Wie die Ritterin Sapientia und der Ritter Pax den Schatz der Erkenntnis fanden***

Nun gab es einen Mann aus Draï, der war hochbetagt und ohne jegliche Verwandtschaft, und er hieß Friele. In dem Heim, das er auf seine alten Tage bezogen hatte, stand ein Apfelbaum, stattlich und stark, mit Ästen und Blättern dicht und üppig, wohl hundert Jahre alt, gepflanzt in Mühe von seinen Ahnen. Durch diesen Baum ward sein Haus sicher und fest, obgleich Sturm und Unwetter wüteten. Drum hielt Friele den Baum in großer Ehrfurcht und liebte ihn als seinen langjährigen Gefährten. Wenn der Apfelbaum seine Frucht trug, so pflückte er sie nie, sondern wartete, bis sie herabfiel, um sie dann zu sammeln und zu genießen.

Einst jedoch prangte an dem Apfelbaum eine Frucht von goldenem Glanz, ganz und gar herrlich, und sie verströmte süßen Duft. Der alte Friele ward über die Maßen fröhlich, denn solcherlei Farbe hatte er zuvor nie gesehen. Unter

dem Baum stehend sprach er: „Oh lieber Apfel, falle in meinen Sack; ich will dich nur riechen und nicht essen. Kaum hatte er dies gesprochen und den Leinensack emporgehalten, da fiel der Apfel sogleich hinein. Als Friele ihn ergriff, erkannte er, dass seine Schale mit Gold überzogen war. Er brachte die Frucht heim und bewahrte sie mit großer Sorgfalt, obgleich er selbst wenig Gut besaß und in großer Enge lebte. Doch trotz aller Not gedachte der Alte niemals, den goldenen Apfel zu verkaufen, um ihn zu Geld zu machen. Eines Tages aber kam ein alter Freund zu Besuch und erblickte den goldenen Apfel. Er rief erstaunt: „Oh Herr, welch kostbare Gabe! Den könntest du zu gutem Geld machen.“ Friele aber lächelte und sprach: „Nein, nein, mein Freund. Wie könnte ich die Gabe des Baumes, den ich so sehr liebe, für irdische Güter eintauschen?“

Am folgenden Tag ging Friele wie gewohnt auf den Markt. Am Abend, bevor er zu Bett ging, nahm er die Truhe, in welcher er den goldenen Apfel stets aufbewahrte, um ihn zu betrachten und seinen Duft zu genießen. Doch beim Öffnen der Truhe sah er, dass der goldene Apfel verschwunden war. Friele wurde von tiefem Kummer erfüllt; seitdem der Apfel in seinem Besitz war, hatte er besser geschlafen, doch in dieser Nacht lag er voller Trauer wach. Am nächsten Morgen, als Friele erneut zum Markt zog, sah er Leute um einen Stand versammelt, laut sprechend und lebhaft diskutierend. Er nahte heran und erkannte zu seinem Erstaunen seinen alten Freund, der einen goldenen Apfel feilbot, der genau wie der verlorene Apfel aussah. Friele trat zu ihm und sprach: „Mein lieber Freund, woher hast du diesen Apfel, dass er so sehr dem meinen gleicht?“ Der Freund erwiderte: „Diesen Apfel fand ich gestern zufällig im Walde; er gehört nicht dir.“ Friele, von Zweifeln geplagt, wollte den Apfel

ergreifen, doch der Freund hielt ihn zurück. Aber Friele roch den Duft, der ihm so wohlbekannt war, und wusste gewiss: Dies war sein Apfel. Allein, er hatte keinen Beweis, um ihn zurückzufordern. So entbrannte ein hitziges Streitgespräch mitten auf der Straße, und keiner war bereit, dem andern nachzugeben.

Da ritt zufällig eine holde Ritterin vorüber und vernahm den Streit. Sie näherte sich den zwei Männern und sprach: „Seid begrüßt, edle Herren. Ich heiße Sapientia und stamme aus Figueira da Foz. Ich habe einen klugen Rat erdacht, vermöge dessen man erkennen kann, wer die Unwahrheit spricht.“

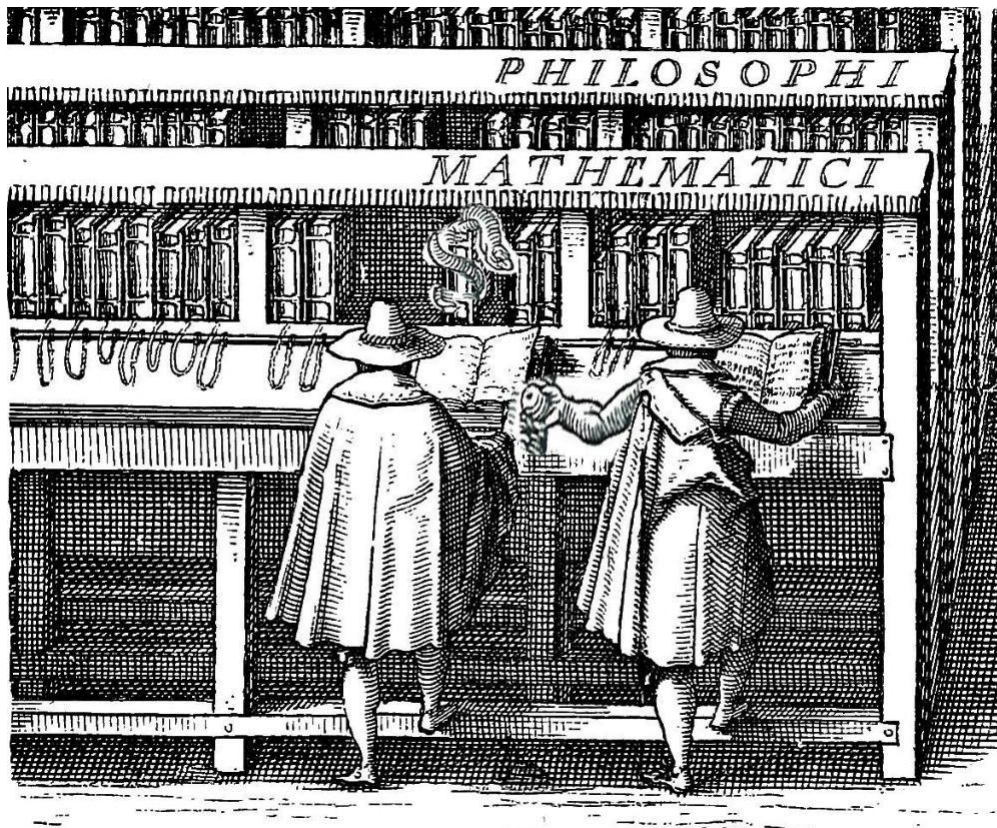
Der greise Friele, da er solches vernahm, ward überaus froh und wollte sogleich vortreten, um der Ritterin Beistand zu erfliehen; doch da kam ihm sein Gefährte zuvor. „Dieser Apfel wird von mir feilgeboten. Er ist mein Eigentum – worüber streiten wir noch?“ Da sprach Sapientia: „Euren Streit will ich wohl beilegen. Es braucht nur ein bisschen Mut von Eurer Seite.“ Der Gefährte entgegnete: „So sei's denn. Der Apfel ist mein; da brauch ich mir keine Sorgen zu machen.“ Daraufhin ergriff Sapientia den Apfel und sprach: „Wenn beide behaupten, dass dieser Apfel der ihrige sei, so will ich ihn teilen in zwei Hälften; jeder soll eine Hälfte empfangen, und der Streit sei beigelegt.“ Der böse Gefährte, hörend diese Worte, dachte bei sich: „So ist's auch gut; immerhin ist das nicht mein Apfel. Eine Hälfte zu empfangen ist auch wohl ein Gewinn.“ So wandte er sich zu Friele und sprach: „Dieser Apfel ist der meine; doch da du, guter Freund, ihn ebenso sehr begehrt, will ich um unserer Freundschaft willen mit dir teilen.“ Friele aber ward von Traurigkeit erfüllt und sprach: „Diesen Apfel halte ich wie ein Andenken; der Apfelbaum hat ihn mir geschenkt. Als ich ihn empfang, schwor ich, ihn nur zu betrachten und seinen

Duft einzuatmen, ihn aber nie zu verzehren. Darum vermag ich nicht, ihn zu zerschneiden. Lieber verliere ich ihn, als dass ich ihn zerstöre.“ Da deutete Sapiaientia auf Frieles Gefährten und sprach: „So soll der ganze Apfel dir gehören. Doch höre ein Geheimnis: Ich bin weit gereist, habe viele Bücher gelesen und weiß, dass dieser Apfel höchst wunderkräftig ist; wer ihn verzehrt, dem wird unermesslicher Reichtum zuteil.“

Kaum hatte die Ritterin dies gesagt, da ergriff den bösen Gefährten die Gier, und er biss in den Apfel. Sofort sprossen auf seinem Haupt zwei lange Hörner. Der Mann ward von Schrecken erfasst und rief: „Oh Himmel! Wie geschieht mir? Welches Unheil ist mir widerfahren?“ Die Ritterin aber lächelte und sprach: „Ich habe sogleich erkannt, dass du ein Lügner bist. Du hast fremdes Gut geraubt; daher sollst du diese Strafe erleiden.“ Der Mann weinte und sprach: „Oh weh, ich bitt’ Euch um Verzeihung, ehrwürdiger Friele! Ich flehe Euch an, verzeiht mir! Aus Neid habe ich den Apfel gestohlen. Ich bitte Euch, vergebt mir meine Schuld und helft mir von diesen Hörnern loszukommen.“ Der alte Friele sprach: „Ihr jammert mich sehr, so gebt mir den Apfel zurück, und ich will Euch vergeben. Doch wie Euch zu helfen sei, das weiß nur die edle Ritterin. Sie ist wahrhaftig weise; vielleicht vermag sie Euch Rat und Hilfe zu geben.“ Da wandte sich der Mann abermals an die Ritterin Sapiaientia und flehte sie um Hilfe an. Die edle Ritterin aber sprach: „Gewiss, ich weiß, was zu tun ist. Es ist von leichter Art: Ihr müsst nur den grünen Apfel vom selben Baum verzehret, so wird der Bann gelöst sein.“ Und also ward das Problem wohl gelöst, und jedermann ging seines Weges. Auch die Ritterin Sapiaientia gedachte, ihre Reise fortzusetzen. Doch der alte Friele hielt sie zurück und sprach: „Ich danke Euch, edle Ritterin, von Herzen. Möge der Herr Euch

schützen! Ich weiß, dass der goldene Apfel noch vielerlei geheimnisvolle Kräfte birgt; so will ich ihn Euch schenken, denn ich weiß, dass Ihr ihn nötiger habt als ich.“ Sapiencia wusste nicht, wie der Apfel ihr helfen sollte, doch sie nahm ihn an und bedankte sich bei dem alten Friele von Herzen.

Die edle Ritterin Sapiencia machte sich auf den Weg in ein Dorf namens Algesheimer. Man hatte ihr berichtet, dass dort im Kloster eine vortreffliche Bibliothek beherbergt sei. Dort traf sie zufällig den Ritter Pax aus Amman, der suchend zwischen staubigen Regalen umherstreifte.



Sapiencia fragte nach Neuigkeiten, und Pax sprach: „Wisset, der König hat uns die Aufgabe übertragen, die Stadt Moguntiacum zu retten, doch wahrlich, ich weiß nicht, wo ich beginnen soll, noch, was zu tun sei. Daher bin ich in diese Bibliothek gekommen, in der Hoffnung, ein nützliches Stück Wissen zu finden. Viel habe ich bereits über die Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner

erfahren. Dabei sah ich einst, beim Umblättern eines alten Buches, ein sonderbares Tier. Es war gleich einem Buchwurm, doch sein Leib war bunt wie ein Regenbogen. Es dünkte mich sogar, es spräche zu mir. Doch als ich es zu fassen suchte, entwich es mir geschwind.“ „Wahrlich, ein gar merkwürdiges Geschehen“, sprach Sapientia. „Siehe hier, ich habe einen Apfel, den werde ich auf das Regal legen; vielleicht wird er den Buchwurm anlocken.“ Der Ritter Pax erblickte den goldenen Apfel und sprach: „Oh, dieser Apfel scheint von hohem Wert, was, wenn der Buchwurm ihn verspeist?“ Sapientia antwortete: „Fürchte dich nicht, denn dies ist ein magischer Apfel; ein Bissen ward von ihm schon abgebissen, doch wuchs er sogleich zur Gänze wieder nach.“ Sie setzten den Apfel auf das Regalbrett, und siehe da: Bald erschien der sonderbare Buchwurm und begann sofort, den goldenen Apfel zu durchlöchern. Doch wohin er sich mit seinem gefräßigen Maul auch wühlte, hinter ihm wuchs der Apfel sogleich wieder nach. Zuletzt gelangte er an das Stielchen des Apfels, und da, plötzlich, verschwand er. Die beiden Ritter, verwundert, ergriffen das wundersame Apfelstielchen, um es näher zu betrachten, und sogleich wurden sie entrückt an einen fremden Ort. Derselbe glich einem Garten voller Bäume, doch anstelle von Früchten hingen unzählige Bücher an den Ästen. Sie wandelten von Baum zu Baum und staunten sehr, dass solchermaßen viel Wissen dort aufgehäuft war. Die Bücher schienen aus allen Ländern der Welt zu stammen, geschrieben in vielerlei Sprachen. Die Ritterin Sapientia rief aus: „Unglaublich! Wahrlich, dies ist ein wunderbarer Ort, dessen Wissen kostbarer ist als jedes andere Gut!“

Beide Ritter berührten nun noch einmal das Apfelstielchen, und sogleich kehrten sie an ihren Platz in der Bibliothek zurück, erfüllt von großer Freude

über diese Entdeckung. Eilig machten sie sich auf den Weg nach Moguntiacum , um den anderen Rittern diese wunderbare Geschichte zu berichten.

***Wie die Ritterinnen Ume und Unio den Kindern in der Stadt Moguntiacum  
beim Lesen und Schreiben halfen***

Nachdem sie diese wundersame Geschichte vernommen hatte, gedachte die edle Ritterin Ume aus Chongqinh, dass dieser Schatz dem Volke der Stadt Moguntiacum gar große Dienste erweisen könnte. Die Ritterin hatte schon lange bemerkt, dass viele Kinder in der Stadt weder Kenntnis von der Welt besaßen, noch davon, was recht oder unrecht in ihrem Leben sei. Auch konnten sie weder lesen noch schreiben. Darum sann sie: “Oh weh den armen Kindern, denn geboren aus niederem Stande fehlt ihnen die Gelegenheit, in rechter Weise zu lernen. Dabei sind doch die Kinder die Wurzeln der Stadt. Nun weiß ich, was ich tun kann, dass ich diesen Kindern helfe. Ich will mit den andern Rittern Unterricht halten, ich will die Kinder lesen lehren und schreiben, das Gute vom Bösen zu unterscheiden und die Welt besser zu verstehen.“

Bei ihrer wöchentlichen Zusammenkunft erzählte die edle Ritterin Ume den andern Rittern von ihrem Plan. Da wurde die edle Ritterin Unio aus Hoaiduc vom Feuer der Begeisterung ergriffen und sprach: „Wahrlich, dies ist ein vortrefflicher Gedanke! Wir wollen den Kindern der Stadt Moguntiacum helfen. Denn wer Wissen besitzt, weiß auch, wie er ein guter Mensch zu werden vermag. Nun, da wir den goldenen Apfel der edlen Ritterin Sapientia besitzen, sollen wir der Bücher Mangel nicht fürchten. Doch vor all dem gilt es, einen Ort zu finden, der einer so großen Schar Menschen

Aufnahme bietet. Ich weiß um einen hochadeligen Herrn in der Stadt, Nnam Samoht genannt, reich an Gut und Land, und ich werde ihn zu gewinnen suchen, dass er uns Obdach gibt zum Halten der Lehrstunde.

Und so geschah es, dass am Morgen darauf die edle Ritterin Ume sich auf ihr rosa Ross schwang und zu dem hohen Herrn ritt. Doch langten die Dinge nicht so einfach, wie es die Ritterin sich gedacht. Denn als sie den Ort erreichte, trat der Torwächter hervor, öffnete die Pforte und sprach: „Wer bist du, und welches Anliegen führt dich hierher?“ Die Ritterin Unio entgegnete: „Ich bin Unio. Ich bin eine Ritterin des Grafen Filoj Neffstes. Mir wurde berichtet, dass Herr Nnam Samoht ein weites Landgut besitze, und ich bin hierhergekommen, ein Stück hiervon zu pachten, auf dass ich eine Hütte baue, um darin Kinder zu lehren. Da ging der Knecht hinein, um Bericht zu erstatten, und nach einiger Weile trat er wieder heraus und sprach: „Geh hinfort! Mein Herr will nicht, dass arme und niedere Leute sein Land beschmutzen.“ So ward Unio vor den Toren des Herrn Nnam Samoht abgewiesen, und sie hatte ihn nicht einmal zu erblicken vermocht.



Die junge Ritterin war sehr überrascht über diese so ungestüme Zurückweisung, und sie beschloss, es abermals zu versuchen. Diesmal vernahm sie Kunde, dass einige Edelleute den Herren Nnam Samoht zu einem Gespräch besuchen würden. Sie verkleidete sich als eine ihrer Dienerinnen und gelangte so in das Haus. Im Stillen gedachte sie bei sich: „Es mag wohl der Knecht gewesen sein, der mein Ansinnen missverstanden hatt. Dieses Mal will ich den Edelmann selbst überzeugen.“ Da entledigte sie sich des Dienergewandes und trat hervor. Der Graf Nnam Samoht aber hatte sich mit drei weiteren Edelleuten unterhalten. Nun musterten sie die Ritterin mit prüfendem Blick, und eine Furcht überkam die Ritterin. Zitternd stellte sie sich abermals vor und legte ihr Anliegen dar. Der Edelmann aber lächelte verächtlich und sprach: „Du bist nicht aus der Stadt Moguntiacum, nicht wahr? Ich vernahm, dass du von fern hergekommen bist. Woher nimmst du den Mut, mit mir zu sprechen? Angelegenheiten dieser Stadt gehen dich nichts an. Geh hinfort!“

Und also ward die holde Ritterin wieder hinausgewiesen, und auf dem Heimweg zu ihrem Gasthaus dachte sie lange über das nach, was der Edelmann ihr gesagt hatte. Und je mehr sie darüber nachsann, desto tiefer sank ihr Herz in Gram. Sie gedachte still bei sich: „Da ich dort saß vor den edlen Herren und hohen Frauen, war mein Herz von großer Furcht erfüllt. Ich dünkte mich gar klein, töricht und lächerlich. Unablässig währte ich, jedermann spreche sein Urteil über mich. Mein Herz schlug mir heftig in der Brust und wollte nicht zur Ruhe kommen. Es war nur ein kurzes Gespräch – und doch hat es mich gänzlich zu Boden geworfen und meinen Mut zerbrochen.“ Obgleich die Zungen der Leute hier nicht gleich denen waren, die sie in ihrer Heimat

vernommen, so hatte sie doch niemals geglaubt, dass die Sprache ihr ein solches Hindernis darstellen würde. Jetzt aber fühlte sie bitterlichsten Schmerz, ward ihr doch die Bitte verweigert, die ihr anvertraut war, und sie konnte ihr Werk nicht vollbringen. Niemals zuvor hatte sie solchen Zweifel an sich selbst empfunden.

Obgleich von Furcht ergriffen, gab die Ritterin Unio dennoch nicht auf; sie wollte nicht das Vertrauen enttäuschen, das man in sie gesetzt hatte. So vergingen mehrere Tage, da sie durch die Lande zog, hörend und lernend, um den Herrn Nnam Samoht besser zu verstehen, und zugleich bereitete sie ein kunstreiches Redewerk vor, um ihn zu überzeugen.



Und also, da Herr Nnam Samohts Angetrautes Eheweib ein Treffen veranstaltete, zu welchem viele Edelleute aus der Umgegend und den benachbarten Städten angereist waren, schlich Ritterin Unio sich zum Fest. Vor allen Gästen und dem Herrn selbst sprach sie:

„Oh ihr edlen Herren, oh hoher Graf, mein Name ist Unio. Ich stamme aus einem fernen Land, doch dem Ruf des Königs folgend habe ich mannigfache Mühen auf mich genommen, bis an die Stadt Moguntiacum zu gelangen, um nämlich einen Weg zu finden, diese Stadt, die am Rande des Untergangs steht, zu retten. Unsere Schar zählt zwölf Ritter; gemeinsam haben wir unser Bestes gegeben, den Menschen hier ein besseres Leben zu bereiten. Zwar sind wir nicht aus dem Volk der Montguntiacer, doch lieben wir dieses Land und seine Menschen von Herzen.

Ihr tragt das edle Blut des Adels in Euren Adern und Euch blieb das Los der gemeinen Menschen erspart. Dennoch sollt ihr wissen: Auch wenn sie nicht edler Geburt sind, so sind sie doch Menschen, Menschen aus Fleisch und Blut, die nur Frieden und Glückseligkeit suchen. Was könnte daran Sünde sein? Wir wünschen nur, einen Ort für die Kinder dieser Stadt zu errichten, damit sie lesen und schreiben lernen und umso klüger und tüchtiger werden. Darum komme ich, um des adeligen Herrn Erlaubnis für sein Land zu bitten. Ich flehe Euch an, hoher Graf, holde Gräfin, gewähret uns Eure Gunst.“

Vielerlei edle Herren und Fürsten, die die holde Ritterin Unio vernommen, waren von ihren Worten bewegt und meinten, dass dieses Unterfangen von großer Menschenliebe zeuge. Alle rieten dem Herrn Nnam Samoht, des Begehrens zu willfahren; ja, etliche Fürsten boten gar dem Ritterbunde ihre Hilfe an.

Herr Nnam Samoht sprach: „O edle Ritterin Unio, du bist manches Mal zu mir gekommen, um Beistand zu erlangen in diesem Vorhaben; das beweist deine Ausdauer und dein redliches Streben, Gutes zu wirken für die Stadt Moguntiacum . So sei's nun, du hast mich endlich überzeugt. Ich will euch Land

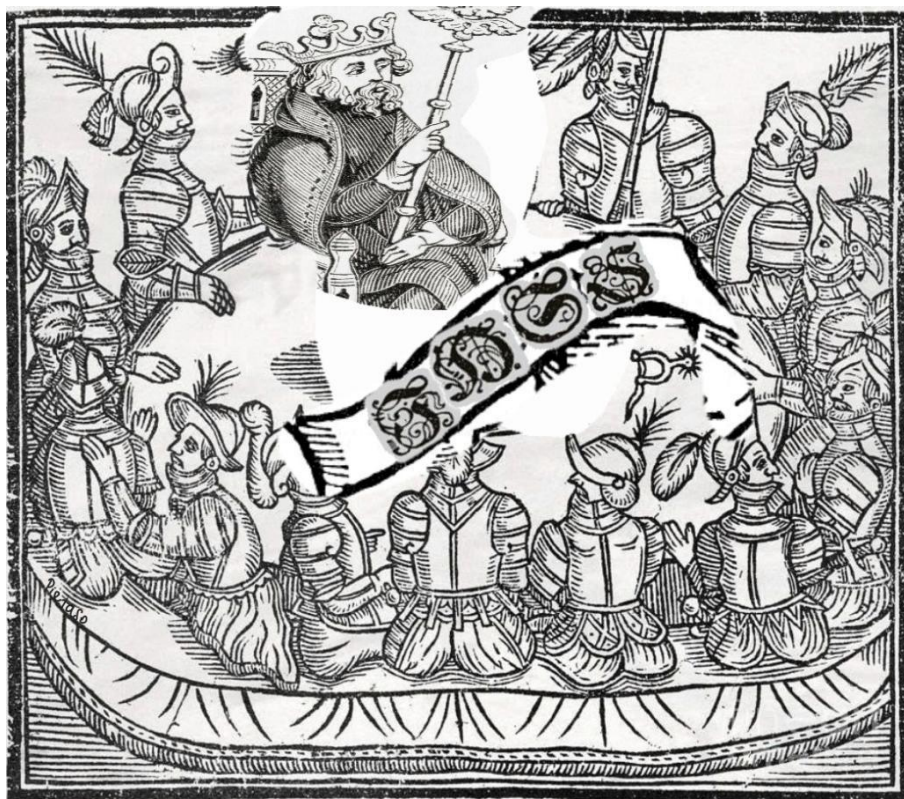


gewähren zum Errichten eurer Lehrstätte und nur ein gar geringes Entgelt verlangen.“

Als die Zustimmung des Edelmannes erteilt ward, ward Unio über alle Maßen froh und ritt eilends, um den andern Rittern davon Kunde zu bringen. Und durch die wundersame Buisine der Ritterin Venustia verbreitete sich die Kunde schnell durch das ganze Reich; nicht allein die Kinder der Stadt Moguntiacum, sondern auch viele Knaben und Mädchen aus anderen Städten strömten herbei, um an den Lehrstunden teilzuhaben. Als schließlich die Lehrstätte von jungen Menschlein erfüllt war, sprach die Ritterin Ume freudig:

„Wahrlich, es ist vortrefflich gelungen; durch des Ritters Beistand ist die Idee, die schier unmöglich schien, zur Wirklichkeit geworden. O ihr teuren Ritter, ich danke euch von Herzen!“ Und die Ritter freuten sich gar sehr, dass sie eine so bedeutungsvolle Tat für die Stadt Monguntiacum vollbracht hatten.

So verging die Zeit, und die von dem Grafen Filoj gesetzte Frist von fünf Monden neigte sich ihrem Ende. Tag für Tag empfing er Berichte über die Taten der von ihm in die Stadt geladenen Rittern. Er war hoch erstaunt, zu sehen, wie sich alles allmählich zum besseren ordnete, und wie das Leben des Volkes in Glück und Wohlstand erblühte, ohne dass der magische Seckel dazu gebraucht ward.



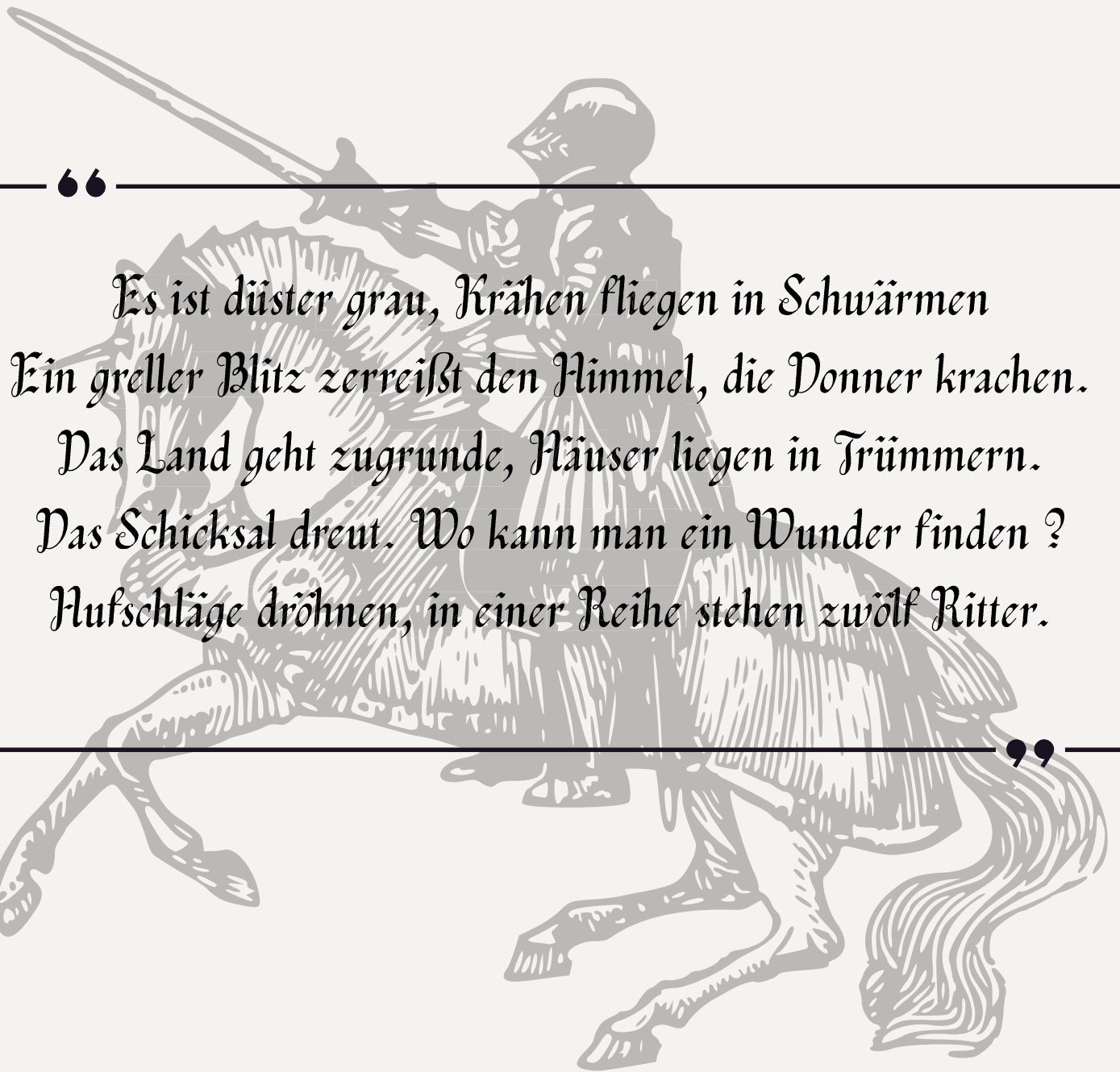
Eines schönen Tages gab er ein Festmahl zu Ehren der Ritter im Palast. Bevor das Festmahl seinen Anfang nahm, erhob er seine Stimme und sprach in feierlichem Ton:

„Oh ihr zwölf edlen Ritter, ich danke Euch von Herzen, dass ihr die weiten Wege und mannigfachen Mühsal auf Euch genommen habt, um meine Stadt zu retten. Ich bin Euch zutiefst verbunden und preise Gott, dass Er Euch nach Moguntiacum geführt hat. Hiermit überreiche ich jedem von Euch ein Säcklein voller Gold. Doch ist dies eine geringe Gabe im Angesicht der Mühen, die Ihr auf Euch genommen habt, um das Leben unseres Volkes zu verschönern.

Ich möchte Euch auch einen neuen Namen geben: TNGS erachte ich als wohlgefällig für Eure Gemeinschaft; er steht für die edlen Tugenden, Nisus, Gnade und Schicksal, die Ihr stets in Euren Herzen tragt und die ich mit Euch verbinde. Ich weiß, dass Euch noch eine lange Reise bevorsteht und dass Euch wohl manch neue Not begegnen wird, doch ich vertraue, dass Ihr stark und tapfer alle Proben bestehen werdet und Euch als die vortrefflichsten Rittern erweisen werdet.

Und so, mit des Königs Segen, setzten unsere zwölf Ritter ihre Reise fort und zogen in eine andere Stadt, welche Palermo genannt ward.





“  
Es ist düster grau, Krähen fliegen in Schwärmen  
Ein greller Blitz zerreißt den Himmel, die Donner krachen.  
Das Land geht zugrunde, Häuser liegen in Trümmern.  
Das Schicksal dreht. Wo kann man ein Wunder finden ?  
Hufschläge dröhnen, in einer Reihe stehen zwölf Ritter.  
”